

Braem-Preis 2006: Laudatio auf Manfred Allié, Wolfenbüttel im September 2006

Tilman Spreckelsen

DIE GABEN DES ÜBERSETZERS

Wer mit dem Lesen anfängt, interessiert sich noch nicht für Übersetzungen. Ob das Kinderbuch, das er in der Hand hält, früher einmal in einer anderen Sprache erschienen war, ist ihm egal. Das ändert sich irgendwann, und dieser Moment ist beim jungen Leser meist mit einer gehörigen Irritation verbunden.

Mein Erweckungserlebnis war das Buch „Fröhliche Tage für Hanni und Nanni“, der 13. Band dieser Internats-Saga. Dort findet sich auch eine Episode um die Lehrerin Fräulein Willmer und die Schülerin Anneliese, die ebenjenes Fräulein Willmer verehrt. Denn die Lehrerin ist eine anerkannte Lyrikerin, also das, was die schwärmerische Anneliese auch gern wäre. Das geht so lange gut, bis Fräulein Willmer einmal ihre Frustration an der Schülerin ausläßt und sie vor der ganzen Klasse demütigt. „Anneliese stellt Fräulein Willmer eine Falle“, so ist das nächste Kapitel überschrieben, und diese Falle ist das Gedicht eines berühmten Lyrikers, das Anneliese als ihr eigenes ausgibt und das die Lehrerin erwartungsgemäß abkanzelt: sie halte das Gedicht „für das schlechteste der Klasse“, sagt sie. Anneliese antwortet, daß das Gedicht nicht von ihr, sondern von Ludwig Uhland stamme. Und daß der Dichter wohl kaum über Fräulein Willmers Urteil erfreut gewesen wäre.

Abgesehen davon, daß dieser Episode ein etwas seltsames Verständnis von Dichtung und literarischem Ranking zugrundeliegt, abgesehen auch davon, daß eine Schülerin, die Mitte des 20. Jahrhunderts schreibt wie Ludwig Uhland, dafür sicherlich keinen Originalitätspreis verdient hat, abgesehen von all diesem ist das wahrhaft Erstaunliche, daß Schülerinnen eines offensichtlich englischen Internats im Literaturunterricht deutsche Verse als eigene Werke ausgeben können.

Anders gesagt: Daß es der Übersetzer oder die Übersetzerin – die „Hanni und Nanni“-Ausgabe des Franz Schneider Verlages spart den Namen aus, nennt aber dafür Illustrator und Buchgestalterin – zu gut mit den jugendlichen Lesern meinte, teilt sich diesen Lesern auch mit. Um Verständnisprobleme zu mindern, nimmt man massive Irritationen in Kauf. Mehr noch: Im Bemühen, den „Hanni und Nanni“-Stoff als Original erscheinen zu lassen und also die Spuren der eigenen Übersetzertätigkeit zu verwischen, rückt er – oder sie – genau diese ins Schlaglicht.

Dabei erwartet der Leser eines in seine Muttersprache übersetzten Textes genau das Gegenteil: Er ist sich der Tatsache bewußt, daß er ein Werk aus einem anderen Kulturkreis liest – möglicherweise ist das sogar ein wesentlicher Grund für die Lektüre -, und gleichzeitig erwartet er, daß ihm der Zugang zu diesem Kulturkreis möglichst barrierefrei bereitet wird. Er wünscht sich also einen diskreten Interpreten, der diese Fremde rezipierbar macht, ohne daß dabei die Fremdheit Schaden nimmt.

Richtig kompliziert wird es, wenn sich eine weitere Ebene der Distanzierung dazwischen schiebt: Wenn etwa ein junger Engländer in den dreißiger Jahren aufbricht, um Deutschland zu durchwandern, wenn er seine Erlebnisse erst Jahrzehnte später aufschreibt und dieses Werk dann nun, wieder Jahrzehnte später, ins Deutsche übertragen werden soll. Die Rede ist natürlich von Patrick Leigh Fermors großartigem Werk „A time of gifts“, für dessen überaus geglückte Übersetzung wir heute Manfred Allié feiern. Denn unter den vielen Klippen, die das Buch für seinen Übersetzer bereithält, ist der von verschiedenen Graden der Distanz

geprägte Wechsel der Stilebenen nicht die geringste. Wie stellt sich der alte, der erfahrene Fermor zum jungen, notgedrungen naiven – wenn auch stupend gebildeten – Wanderer? Wie wirkt das Deutschland von 1934 auf den jungen Besucher, wie auf den alten – und wie auf den nachgeborenen deutschen Leser? Welches Wissen darf man voraussetzen, wenn man einen so anspielungsreichen Autor, der das entlegene Wort liebt, ans Publikum bringen will?

Verpflichtet auf den Inhalt und die Beschreibung einer versunkenen Welt, verpflichtet ebenso auf Fermors besonderen Stil, der einen in seiner flüssigen und manchmal geradezu maßlosen Eleganz immer wieder zum lauten Lesen verführt, schließlich aber auch dem deutschen Leser verpflichtet, auf den eben eine allzu sehr an der Vorlage klebende Übertragung immer anders wirken würde als beabsichtigt, muß der Übersetzer immer neue Lösungen finden, um Schönheit und Leichtigkeit des Textes zu erhalten und gegebenenfalls als Äquivalent für unübersetzbare Qualitäten neu zu erschaffen.

Da sind etwa Passagen wie die Schilderungen einer Gesellschaft im Münchne Hofbräuhaus, in denen Fermors Sprache in immer neuen Metaphern aus den Bierkrügen Kanonen und aus den emsigen Trinkern Soldaten macht, die in die Schlacht ziehen: „The gunmetal-coloured cylinders were stamped with a blue HB conjoined under the Bavarian crown, like the foundry-mark on cannon. The tables, in my mind’s eye, were becoming batteries where each gunner served a silent and recoil-less piece of ordnance which, trained on himself, pounded away in steady sieges.“

Fermors Duktus wird immer drängender, das Stahlgewitter im Hofbräuhaus erreicht auch sprachlich seinen Höhepunkt, bis der junge Brite innehält: „My own gun had fired its last shot, and I wanted to change to a darker-hued explosive.“

Manfred Allié übersetzt das mit sicherem Gespür für den Rhythmus dieser Passage und gleichzeitig mit größtmöglicher Präzision, aber auch mit dem Mut zur eigenen Wendung, wo sie erforderlich ist, um eine adäquate Wirkung der Übersetzung zu erzielen:

„Die metallisch-grauen Zylinder waren mit einem blauen ‚HB‘-Stempel versehen, die beiden Buchstaben Rücken an Rücken unter einer bayrischen Krone, wie das Zeichen der Gießerei auf einem Kanonenrohr. In meiner Phantasie wurden die Tische zu Lafetten, wo jeder Kanonier ein laut- und rückschlagloses Geschütz bediente, sich dagegenstemmte und Salve um Salve gegen die Angreifer feuerte. Die Maßkanone! Hie und da sah man einen Kämpfer, den das feindliche Feuer niedergestreckt hatte, den Kopf in einer Bierlache auf der hölzernen Stellung. In der Tiefe des Gewölbes prasselte das Sperrfeuer. Über tausend Geschütze mußten im Einsatz sein – Dicke Bertas, Krupps bleiche Brut, Stellung auf Stellung feuerte ohne jede Schlachtordnung, manchmal auch in Salven, wo Hände sich hoben, um Rohrhöhe und Schußwinkel zu richten, und dann den steinernen Auslöser fester faßten. Von Kameraden gestützt, schleppten die Verwundeten sich durch den Pulverqualm, und wo ein Mann fiel, nahm sofort ein neuer seinen Platz ein. Mein eigenes Rohr hatte sein letztes Pulver verschossen, und zum Ersatz sah ich mich nach einem schwereren Kaliber um. Es dauerte nicht lange, bis mir ein neues Maß auf die Planken geknallt wurde.“

Daß diese Lösungen, so selbstverständlich und leichtfüßig sie daherkommen, oft auch hart erarbeitet sind, ist sonnenklar: Wer sich an Fermors irrlichterndes Reisebuch wagt, um es zu übersetzen, wird zum Experten in einer ganzen Reihe sehr spezieller Disziplinen werden und etwa ein enges Verhältnis zu heraldischen Fragen entwickeln – dieses Feld, berichtet Manfred Allié, habe ihn manchmal einen halben Tag gekostet, um eine eine einzige Passage zu übersetzen. Daß es ihm an nicht an Fleiß mangelt, unterstreicht nicht zuletzt die

eindrucksvolle Liste an Publikationen aus 20 Jahren als freier Übersetzer: Allié übersetzte Ted Hughes, Yann Martell, Richard Powers und Edith Wharton ebenso wie eine Vielzahl von Kriminalromanen mit teilweise sehr lustigen Titeln, von denen ich hier nur „Zuviel Licht im Dunkel“ und „Anlage: Freiumschlag“ erwähnen möchte.

Fleiß also ist eine der Gaben dieses Übersetzers, Stilbewußtsein und sprachliches Vermögen natürlich auch, Begeisterung für die Vorlage eine weitere, denn ohne die wendet niemand die nötige Zeit an die Klärung kniffliger Fragen, die anschließend nur von kleinen Teilen des Lesepublikums zur Kenntnis genommen werden.

In Arno Schmidts Erzählung „Piporakemes!“ wird die Begegnung zwischen einem Übersetzer und einem empörten Leser geschildert, der sich gar nicht mehr einkriegen kann wegen der von ihm vermuteten Nachlässigkeiten des Übersetzung. Deren Urheber aber steuert zur Problematik einen erhellenden Kommentar bei:

„Das'ss ooch so was, was die Verleger nie lern'n : wenn se 3 Tausnd Mark für ,ne Übersetzunk blechn, kriegn se ,ne 3-Tausend- Mark-Übersetzunk; wenn se 6 Tausend schmeißn, eene für 6 Tausnd : dann kann ich neemlich de doppelte Zeit dran wendn !.“ (Sie sehen, wir befinden uns in den sechziger Jahren) „Auf das vorsichtige Bedenken seines – verständlicherweise ungenannt bleiben wollenden – Bekannten: daß die meisten ‚Künstler‘ unter sotanen Umständen dann eben wohl doch nur die für 3 herstellen, und für die übrigen 3 schlicht faulenzn würden : ob die Gefahr nicht nahe läge ?, habe er kaltblütig erwidert : die läge freilich verdammt nahe.“

Mir erscheint es eher umgekehrt, jedenfalls, was diese so aufwendige und gekonnte Übersetzung der „Zeit der Gaben“ angeht. Da ist es ein Glücksfall, freilich ein verdienter, wenn eine Auszeichnung wie der Helmut-M.-Braem-Übersetzerpreis einen Ausgleich schafft. Ihnen, Herr Allié, möchte ich jedenfalls in großer Bewunderung Ihrer Arbeit dazu ganz herzlich gratulieren.